

Der Zug nach der Stadt [Fortsetzung]

Autor(en): **Stegemann, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Der Zug nach der Stadt.

Roman von Hermann Stegemann, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Neuntes Kapitel.

Als der Major an jenem Abend nach Hause kam, war er wie geistesabwesend. Er sprach weder mit Bernhard, noch mit Hertha. Bernhard beobachtete ihn heimlich, fragte sogar die Schwester, aber sie wußte ihm nichts zu sagen. Erst tief in der Nacht, als längst die Lichter gelöscht waren, hob sich der Vater aus den Kissen und rief zu Bernd hinüber, der schlaflos lag: „Ich habe mit dem Mädcl gesprochen, und daß ich's gestehe, sie ist ein liebes Ding.“

Aber bevor Bernhard sich aufgerichtet hatte, fuhr er fort, ihm in kurzen, abgerissenen Sätzen, von Pausen unterbrochen, als verlör' er zwischen den Worten den Faden der Rede, mitzuteilen, daß er mit Reginen einen Pakt geschlossen und sich an Stelle des Sohnes verpflichtet habe für dessen Aufrechterhaltung. Bernhard traute seinen Ohren nicht, aber bald sah er ein, daß der Vater seiner Ueberzeugung getreu gehandelt habe. Aber er zögerte noch mit der Abgabe des Versprechens. Der Major saß aufrecht im Bett und forderte noch einmal das Wort des Sohnes. Als keine Antwort erfolgte, wurde er unruhig. Heimlich keimte etwas wie Eifersucht in ihm: Der Junge hatte die Bekanntschaft der schönen Frau gemacht, und der Gedanke, der Sohn könne Frau van ten Kerken häufiger begegnen, sich gar mit dem Vater auf der Schwelle kreuzen, wurde ihm unerträglich. Er forderte zum dritten Male Antwort und starrte in die dunkle Ecke hinüber, wo Bernhards Bett stand. Da klang endlich Bernds Stimme:

„Gut, Papa, du hast mein Wort — aber —“

„Nein Aber, mein Sohn, ich kenne auch keins.“

Und geräuschvoll warf sich der Major auf die andere Seite. Bernhard überlegte, ob er den Vater von dem Wesen der Holländerin in Kenntnis setzen sollte, aber dann hätte er ja Frikens ihm allein anvertraute Beichte offenbaren müssen. Und schließlich — was lag an jener Abenteuerin! Da kam ihm ein Einfall. Wie, wenn er Maksimow die nötigen Andeutungen über die Dame machte, nur gerade so viel, daß dieser die Eltern Reginens warnen konnte? Er beruhigte sich bei diesem Ausweg, und das Bild der koketten Frau verblaßte, wich von seinem Auge, das Reginen im Traum sah, während Frau Antjes Gestalt den Schlummer des

Majors bevölkern ging und unstät wie ein Irrwisch seine Ruhe störte.

Am Tage darauf bot sich Bernd Gelegenheit, dem Russen über der Arbeit im Laboratorium einige Winke zu geben. Er sagte ihm nur, daß man alleinreisenden Damen gegenüber auf der Hut sein müsse, daß die Holländerin vielleicht eine Abenteuerin, die von der aufstrebenden Großstadt angezogen worden sei, hier ihr Schiffelein eine Weile treiben zu lassen, ohne ihre Vergangenheit preisgeben zu müssen. Maksimow lächelte zwar und meinte, das sei gleichgültig und kümmere ihn nicht, aber Bernhard ließ nicht ab, und schließlich versprach jener, Frau Egli gelegentlich auf das Dunkel aufmerksam zu machen, das die Fremde um ihre Person und ihre Verhältnisse gebreitet hatte. So glaubte sich Bernd seiner Pflicht entledigt, und all sein Streben und Denken war fortan auf die Vereinigung mit Regina gerichtet. Er ging, eingesponnen in diese Träume, in Anspruch genommen von diesen Gedanken, seines Weges, schloß sich von jedem Verkehr ab und sprach nur mit Maksimow, der ihm wie ein Bote aus Reginens Nähe, zwischen ihnen hin und her zu wandeln schien, ohne daß ihm je Botschaften aufgetragen worden wären. Und selbst zu Hause lag es wie eine schwüle, fieberhafte Wetterstille über Bernd und der Schwester und dem Vater. Wie der Bruder, so ging auch Hertha wortkarg, mit einem stärker hervortretenden Grübelzug im Gesicht, ihrer Arbeit nach. Aber allmählich besuchte sie die Kollegien seltener, hielt sich mehr zu Hause auf und saß stundenlang allein im Wohnzimmer, über eine Näharbeit gebückt, ein Hausmütterchen, wie andere auch. Daß der Vater seltener und seltener tagsüber und des Abends zu Hause blieb, fiel ihr in den ersten Tagen des neuen Jahres wohl auf, aber ihr war wohl, sie fürchtete, er möchte sie nach ihren Studien, ihrer seltsamen Stimmung fragen, und bald gewöhnte sie sich an das Alleinsein. Es war wie früher, als Papa noch im aktiven Dienst stand und sie das Hauswesen leitete. Zuweilen nur schrak sie wie im Fieber auf und fragte sich, wie lange das so fortgehen sollte. Sie mußte diesem haltlosen Zustande ein Ende machen und schob doch den Tag immer wieder hinaus.



Eines Tages, als sie die neugestärkte Wäsche einräumte, fiel ihr auf, daß der Vater eine Menge Kragen und Manschetten verbrauchte, sogar die steifen Vorhemdchen, die er nie hatte leiden können, waren stark in Gebrauch genommen und den bis an den Hals zugeknöpften Rock hatte er in den Schrank gehängt, um die erste Garnitur zu Ehren zu ziehen. Bei Tische, es war wieder ein einsilbiges Mahl, bei dem sich jeder Mühe gab, unbefangen zu erscheinen, brachte Hertha das Gespräch auf die Sorgfalt, die Papa seiner Toilette widmete. Aber er wurde heftig und als sie über seine nervöse, ihr fremde Aufregung erschrocken, ihn mit einer harmlosen Bemerkung über seine jugendfrische Erscheinung zu versöhnen suchte, herrschte er sie unziert an. Er verbitte sich solche Malicen, rief er, warf die Serviette auf den Tisch und verließ mit starken Schritten das Zimmer. Sie hatte nicht auf Bernhards begütigende Worte gehört und kaum ihre Thränen bezwungen. Am Abend war der Major, bevor er ausging, zu ihr getreten, um sich zu entschuldigen.

Diese kleinen Zwischenfälle wiederholten sich, der Major wurde reizbar, Hertha stiller, und Bernhard arbeitete wie blind. Er hatte sich einen Tag bestimmt, Frühlingsanfang, den 22. März, den Papa in alter rührender Anhänglichkeit an den ersten deutschen Kaiser zu feiern pflegte; an diesem Tage wollte er ihm eröffnen, daß er um Reginen werben und einen eigenen Hausstand gründen wolle. Vorher aber wollte er keine Auseinandersetzung mehr herausfordern, wennschon sich zuweilen Gelegenheit bot. Doch schien Papa der Herzensangelegenheit ungünstiger gestimmt, er hatte es in kaum beachteten Worten hie und da erraten lassen. So hell und frostklar der Januar, so trüb und naßkalt der Februar verlief, in dem alten Häuschen an der Sonneggstraße herrschte eine bange, beklemmende Schwüle.

Stundenlang arbeiteten Bernd und Maximow Seite an Seite im Laboratorium. Ein einziges Mal fragte Maximow nach Herthas Befinden. Sie war ihm blasser erschienen, als sonst. Bernhard gab ausweichenden Bescheid. Der Russe preßte die Lippen aufeinander und wirtschaftete ungeschickt unter den Retorten, bis eine zerbrach. Eine Scherbe schnitt ihm die Haut durch und er ließ sich von Bernhard, der als Assistent die Notapotheke versah, den Riß verbinden. Da war er im Begriff gewesen, sein Wort zurückzuverlangen, aber er hielt an sich. Der Schnitt war geheilt, es war eine rote Narbe am Handgelenk zurückgeblieben, dicht über der Schlagader.

Auf ihr haftete Bernhards Blick, als ihm Maximow

bei dem Nitrieren (es handelte sich um ein nicht ungefährliches Verfahren, wie sie wohl wußten), zur Hand ging. War's der warme Föhnhauch, der zum Fenster hereinschlug, Bernd, der so lange seine Lippen verschlossen gehalten hatte, empfand das Bedürfnis, von Reginen etwas zu hören. Wohl sah er sie zuweilen, wohl grüßten sie sich mit den Augen, aber gesprochen, sie angesprochen hatte er sie nicht mehr. Und jetzt drängte ihm ein heftiges Gefühl die Worte über die Lippen. Er schob die Flasche, in der die Schwefelsäure aufbewahrt wurde, beiseite und sagte:

„Wie leben Sie denn in Ihrer Pension, Maximow? Ich bin ganz fremd dort.“

Maximow blickte erstaunt auf:

„Ja, was soll ich da sagen! Es ist viel Wechsel, wie mir scheint. Aber ich habe ja gar keinen Verkehr, esse auch schon lange nicht mehr dort. Ich weiß nicht...“

„Sie sind so diplomatisch! Seit der Abreise der schönen Frau ist wohl der Hofstaat zerfallen? Sind wohl auch ein wenig geschürft? Die Narbe da — wüßte ich nicht, wo Sie sie sich geholt haben, man könnte an einen Selbstversuch denken.“

Maximow blickte mit ernstern Augen auf das rote Mal und erwiderte: „Es wäre römisch. Der Kaiser schickt einem seiner Feinde die Viktoren auf den Hals, der aber zieht das da vor.“

Er wies auf die Narbe. Dann schrak er auf, strich sich hastig über die Stirn, als wollte er anderen Gedanken Platz schaffen, und fuhr fort: „Sie sprachen von der schönen Frau? Ihr zu Liebe sind zwei Polytechniker bis dicht vor die Pistolen geraten. Dann hat man sie — es heißt, die Dame selbst — befehrt, daß beide nicht den geringsten Grund hätten, die Schießeißen sprechen zu lassen, und dann ist dem einen, der bei uns wohnte, gekündigt worden und er ist ausgezogen.“

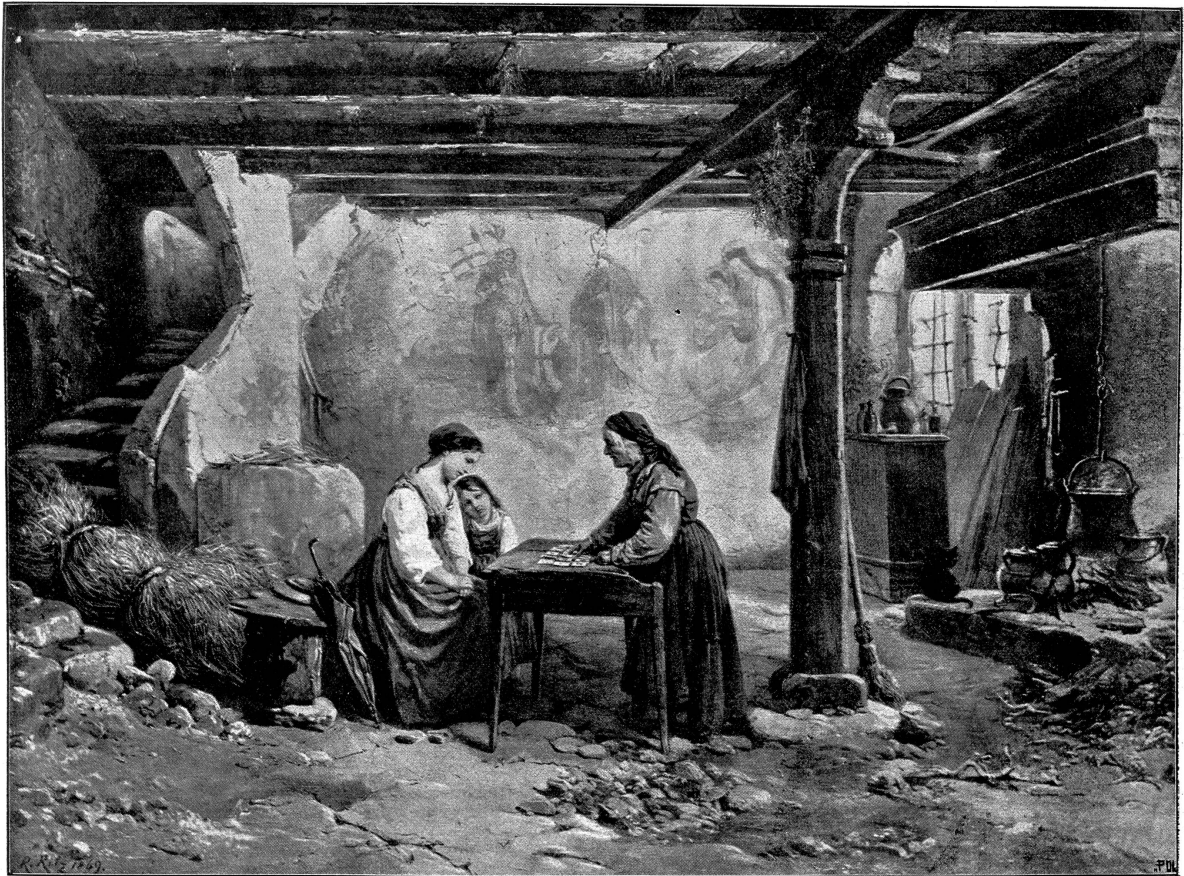
„Da war wohl alles in Aufregung, die Frauen, ich meine Frau Egli und die Töchter, besonders?“

„Die Sache wurde sehr diskret erledigt. Aber neulich, da war es schlimmer, als ein Ungar, ein mauvais sujet, heimlich abreiste. Frau Egli hatte ihm zwei Monate kreditirt, auch Darlehen gegeben — sie berechnet ihren Schaden auf 500 Fr., alles verloren.“

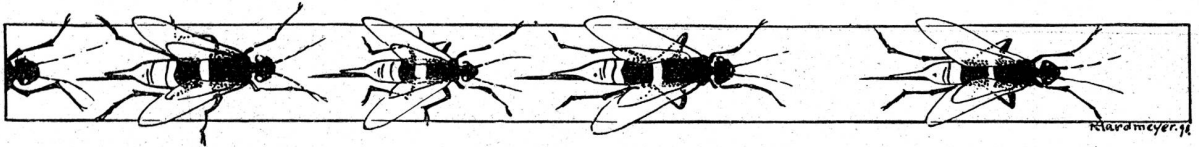
Bernd wurde ungeduldig. Von Reginen wollte er hören, aber Maximow verstand ihn nicht. Da fragte er unverblümt:

„Und Fräulein Egli?“

„Je nun, man wird wohl bald von einer Hochzeit hören, — aber das müssen Sie ja besser wissen, Doktor!“



Die Wahrsagerin.
Gemälde von Raphael Ritz, Sitten.



Bernhard fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfe schoß und plötzlich trat er dicht an den Russen heran, preßte krampfhaft dessen Arm und fragte:

„Wie meinen Sie das, erklären Sie sich, Maksimow!“

Sie waren in einem Seitenkabinet des Souterrains und allein. Nebenan, im Saal, wurde gelärmt. Maksimow sah den Erregten überrascht an.

„Ich dachte — er suchte nach den deutschen Worten — ich glaubte, daß Sie das müßten besser wissen, weil . . . Sie sind doch orientiert. Fräulein Agnes ist ja so gut wie verloben.“

„Ah, Fräulein Agnes!“ stieß Bernd erleichtert hervor und trat zurück. Maksimow schob die Manschette zurecht, ein schwermütiges Lächeln huschte über sein mageres Gesicht, in dem die schwärmerischen, dunklen Augen fieberhaft unter den Gläsern der Brille aufleuchteten. Er dämpfte seine Stimme bis zum Flüstern, ein rascher Entschluß half ihm weiter:

„Ich verstehe, Hoyer, Sie meinten Fräulein Regine. Sie müssen nicht Angst fühlen, ich errate nur und ich sage Ihnen nur, sie ist still, man grüßt sie sehr respektvoll, und — enfin, je ne sais rien de plus, absolument rien.“

Hoyer nickte stumm und blickte sich über die Berechnungen, die er vor sich auf dem Tisch liegen hatte.

Da legte ihm Maksimow die Hand auf die Schulter: „Ich will die Gelegenheit nicht mißbrauchen, Hoyer, aber sehen Sie, ich muß es Ihnen sagen.“

Er brach ab. Bernhard richtete sich auf. Ganz beschäftigt mit Reginen, wiederholte er mechanisch fragend:

„Was müssen Sie mir sagen?“

Maksimow deutete den weichen Klang der Frage zu seinen Gunsten. Auch er war mit seinem eigenen Herzen beschäftigt und erwiderte leise: „Ich habe eine Bitte, ich kann nicht länger schweigen. Geben Sie mir mein Wort zurück, denn ich liebe Hertha, und es ist nicht möglich, alles so in sich zu verstecken.“

Bernd sah sich hart aus seinen Gedanken aufgeschreckt. Im Flug zog das Gespräch mit Maksimow an ihm vorbei, das Versprechen, das er ihm abgenommen, und dann die Entdeckung, die er gemacht, als Hertha unfähig gewesen war, ihre Gefühle zu verbergen; damals war's, als Papa zur Brautschau ausgezogen war. Aber er durfte seine Antwort nicht auf sich warten lassen und aus Furcht, Maksimow könnte Hertha auffuchen, ihr das Geheimnis entreißen, sprach er rauher, als seine Art war:

„Nein, Maksimow. Ich gebe Ihnen Ihr Wort nicht zurück.“

„Dann nehm' ich's zurück und ich thu' es hiermit. Ich bin frei zu thun, was ich will.“

„Das sind Sie!“

„Ich werde mit ihr sprechen, ihr erklären — —“

„Ich kann Sie nicht hindern, aber ich bitte Sie, Hertha zu schonen, sie ist nicht ganz gesund.“

„Krank!“ Maksimow wich zurück.

Eine Weile schwiegen beide. Bernhard versuchte zu überlegen, was zu thun sei, aber er fühlte, daß seine Rolle zu Ende, das Hinhalten vorbei sei. Es mußte zu einer Aussprache kommen, wenn nicht Hertha eine solche ablehnte. Sollte er den Vater davon in Kenntnis setzen? Er schwankte, und wie um sich darüber klar zu werden, sprach er:

„Sie vergessen, daß Sie mit meinem Vater zu rechnen haben, Herr Maksimow.“

Ein bitteres Lächeln zuckte um Maksimows Mund:

„Ja, ich weiß, ich werde noch einmal hören müssen, was Sie mir sagten, aber ich appelliere von Ihnen und dem Vater an Hertha. Sie hat in der Hand mein Schicksal, mein ganzes Schicksal, alles, alles.“

Die letzten Worte klangen leidenschaftlich und dunkel, als läge in ihnen ein verborgener Sinn. Eine verwandte Saite vibrierte in Bernhards Brust, und beinahe herzlich lautete seine letzte Antwort:

„In Gottes Namen. Es wird wohl so sein müssen.“

Dann legte er die Glasmaske wieder an, um zu zeigen, daß er das Gespräch für beendet halte. Maksimow half ihm schweigend und sie arbeiteten, als sei nichts vorgefallen. Auf einmal aber ging Bernd an das Fenster, winkte Maksimow zu sich und fragte hastig, indem er leicht die Maske lüftete:

„Noch eins! Es fiel mir eben ein: Ist denn Madame von ten Kerken nicht abgereist?“

Maksimow blickte ihn erstaunt an. Draußen rollte ein Lastwagen, mit Eisenwaren beladen, vorüber und der Russe mußte den Mund an Bernhards Ohr legen, denn ein furchtbares Klirren erfüllte den tiefgelegenen Raum.

„Ich verstehe nicht Ihre Frage. Ich sagte doch, daß Sie alles wissen sollten. Herr Major Hoyer verkehrt ja mit der Dame.“

Bernhard fuhr zurück. Der Lärm verschlang den Ausruf, der sich seinen Lippen entrungen hatte. Einen Augenblick war ihm, wie einem Trunkenen. Alles verschwamm um ihn her. Dann faßte er sich, schob die



Maske zurecht, lächelte krampfhaft und machte eine Pantomime, den Finger an die Stirn legend und den Kopf schüttelnd, als wollte er sich über seine eigene Einfalt lustig machen. Er durfte ja nicht merken lassen, was ihm plötzlich den Atem raubte und alle Besonnenheit nahm. Aber da kam ihm Beistand von anderer Seite. Die Klingel schlug an, und als Maksimow öffnete, erschien ein Student und rief jenem ein paar russische Worte zu. Maksimow wurde leichenblaß und eilte hinaus. Neben an war ein Durcheinander von Stimmen. Bernhard lehnte in der Fensternische. Die Dämpfe hatten sich verzogen, der erste sanfte Frühlingshauch schlug herein und mechanisch nahm der junge Chemiker die Maske ab. Mechanisch, er wußte nicht, was er that, ordnete er die Vasen und trat dann in den Saal. Ein Kollege kam auf ihn zu und redete ihn an. Er verstand anfangs gar nicht, was jener wollte. Endlich erfaßte er den Sinn der Rede und fragte bestürzt:

„Was sagen Sie da? Lewin Jermolow hat sich erschossen! Der lebhafteste, intelligente Mensch!“

Und jener bestätigte seine Worte. In der Frühe hatten ihn zwei Arbeiter gefunden. Er lag unter der kahlen Hecke eines Feldweges auf der Höhe des Zürichberges, neben sich den Revolver. Seine Kleider waren von Tau durchtränkt. Er war tot. Es hieß, er habe schlimme Nachrichten aus Rußland erhalten, sein Vater sei kompromittiert und nach Sibirien verschickt worden.

„Er war Nihilist; kein Zweifel, die Propaganda ist wieder fürchterlich im Wachsen,“ schloß der Assistent seine Mitteilungen.

„Ach was, Nihilismus!“ rief Bernd ärgerlich. „Der kleine, hübsche Bursche war vielleicht ein litterarischer Nihilist, der in absprechenden Kritiken die russischen Zustände verdammt, aber von da bis zum handgreiflichen Terrorismus und zum Propagandisten der That ist noch ein himmelweiter Weg.“

Und dann machte er sich los und ging. Seine Gedanken kehrten zu der Enthüllung zurück, die Maksimow ihm gemacht hatte. Also Papa besuchte die Pension Egli, wo Frau van ten Kerken noch verweilte. Er wagte die Befürchtungen nicht zu fassen, nicht zu prüfen, die ihn befielen. War nicht der Vater verändert, wie von einer innern Flamme verzehrt, launisch und reizbar? Ein fürchterlicher Argwohn hämmerte in seinen Schläfen, und Selbstanklagen stellten sich ein. Er hätte von Frißens Brief Gebrauch machen, der Abenteuerin den Boden unter den Füßen wegziehen sollen, aber Sklave seines

Wortes hatte er das Haus gemieden und sie gewähren lassen. Und nun stieg die Sehnsucht nach Reginen doppelt heiß in ihm auf, und ihr Name glitt wie im Traum über seine Lippen. An einer Straßenecke bot ihm ein Mädchen duftende Veilchensträußchen zum Kauf an. Er ging wortlos vorbei, kehrte plötzlich um und kaufte eines der winzigen Knospenbündchen. Es war ja März geworden, und die Entscheidung war in die nächste Nähe gerückt. Aber der Vater! Und Hertha und Maksimow! Von allen Seiten drängten die Konflikte, als sei mit der Triebkraft des Frühlings auch in den Menschen das innerste Gefühl erwacht und nicht mehr zu bändigen. Endlich siegte die besonnene Ruhe über seine Aufregung. Dem Vater durfte er nicht entgegentreten, lieber brach er das Versprechen, das er ihm abgelegt hatte und suchte die kluge Antje auf, die wie ein Meteor aufgetaucht war und auch so wieder verschwinden sollte, bevor sie einen verderblichen Brand entzünden konnte, wenn es nicht schon zu spät war. Aber zuvor galt es, Hertha auf den Antrag Maksimows vorzubereiten.

Als Bernhard in das Wohnzimmer trat, saß die Schwester über ihre kleine Nähmaschine gebückt. Er sah, wie sie sich bemühte zu lächeln, und um in wenigen Worten das drückende Geheimnis zu enthüllen, ging er auf sie zu, hielt die Hand fest, die auf der Kurbel lag, und sagte:

„Ich weiß eine Neuigkeit für dich, Herrchen. Es geht dich an. Aber nicht erschrecken!“

„Eine Neuigkeit, Bernd?“ Sie blickte ihn unsicher an. Ihre Augen flimmerten unruhig.

„Er hat mir mitgeteilt, daß er dir ein Geständnis machen müsse.“

Er sprach es leise und legte nun auch die andere Hand auf ihre plötzlich erkalteten Finger. Sie blieb stumm.

„Ja, Hertha, da wird es dir wohl ein wenig Unruhe bereiten da drin in der Brust,“ fuhr er fort, und als sie immer noch schwieg, während ihr Atem flog, bückte er sich über sie und fragte leise: „Sag, thut es dir recht weh, ihn abzuweisen?“

Da hauchte sie tonlos: „Laß es nicht so weit kommen, Bernd; sag' ihm, ich, ich — —“ Sie brach ab, und ein Beben ging durch ihre schlanke Gestalt.

„Ich kann nicht mehr anders, Herrchen. Fürchtest du denn, du könntest ihn nicht abweisen. Oder willst du gar ja sagen?“

Plötzlich hob sie sich vom Stuhl und erwiderte: „Laß das, Bernd, frag' nicht so. Morgen suche ich



Kardamun 22.

meine Ermatrifel nach und spinn' mich hier ein. Es muß klar werden, dann hab' ich mehr Kraft und dann — dann laß ihn in Gottes Namen zu mir kommen."

Sie wandte sich ab und trat ans Fenster. An den Erschütterungen, die ihre Schultern bewegten, sah er, daß sie weinte.

Bei Tisch hatte sie ihre Ruhe scheinbar wieder gewonnen. Sie waren allein, der Major hatte sich entschuldigen lassen, er speise auswärts. Das war in den letzten Wochen öfters geschehen, ohne daß sie darauf geachtet hätten. Heute, da Bernhard von Maximow aufgeklärt worden war, saß er voller Sorgen vor seinem Teller. Und als Hertha ihn verlegen fragte, ob er ihr nicht ausbelfen könne, das Wirtschaftsgeld sei aufgebraucht, sie habe schlecht gewirtschaftet, da sagte er, indem er seine Kasse zu Rate zog: „Der schlechte Wirtschaftler ist wohl Papa, Herrchen, nicht du."

Hertha erwiderte nichts und er hütete sich, sie aus ihrer Unbefangenheit zu reißen. Nach Tische, als sie still bei einander saßen, wurde beiden das Alleinsein peinlich. So sehr war ihnen die häufige Abwesenheit des Vaters noch nie zu Bewußtsein gekommen. Um dem unfreundlichen, bedrückenden Zustand ein Ende zu machen, forderte Bernhard die Schwester auf, mit ihm spazieren zu gehen. „Sieh' nur, wie warm die Sonne scheint! Es will früh Frühling werden dieses Jahr. Steck' die Weilschen an, willst du? und laß uns hinaus. Das hilft uns auf bessere Wege."

Und sie gingen langsam, die würzige Märzluft schlürfend, die Straße hinauf, an den Anlagen des Polytechnikums vorbei, in deren nacktem Gesträuch die Amseln flatterten. Die Stadt lag zu ihren Füßen, die Dächer strahlten in einem eigentümlichen feuchten Schimmer und die Limmata zog sich als ein Silberband das Thal hinab; so weit sie sehen konnten, von einem feinen Duft begleitet, der an den Ufern wie angeheftet lag und den Fluß als eine schmale Spitzenkrause umsäumte.

„Da schaukeln sich schon die Haselkätzchen," sprach Hertha, als sie an dem großen Garten vorüberkamen, der die Straße begrenzte. Bernhard erwiderte hastig: „Ja, Kätzchen." Er blieb einen Augenblick stehen, dann ging er entschlossen weiter. Herthas Blick drang durch das kahle Gesträuch, und auf einmal flog ein lichter Schein über ihr Gesicht.

„Da ist Regine, Bernd," sagte sie leise. Aber er hatte die Geliebte ja schon erblickt und jetzt sah er, wie

sie dicht an das Gitter trat. Nichts trennte sie mehr, als die Umfriedung des Gartens. Wie lange waren sie sich nicht mehr so nahe gewesen! Ihre Augen tauchten ineinander, eine sanfte Röte färbte Regines Wangen und Bernhard reichte ihr, unbekümmert um die Umgebung, beide Hände. Hertha wandte sich ab und ging langsam weiter.

„Bernhard," flüsterte Regine, und er verstand die stumme Frage dieser großen, klaren Augen, presste den Mund auf die kleine, warme Hand, die er hielt und sprach: „Ja, mein Lieb, wir haben uns redlich gehalten. Aber jetzt trag' ich's nicht mehr. Wir wollen das Glück nicht länger auf uns warten lassen."

Regine zog ihre Hände zurück, denn soeben trat der Vater in den Garten und vom Hause her klangen Stimmen: „Ich warte auf dich, so lang es auch noch sein muß."

„Nein, bald," flüsterte er, ehe er sich losriß.

„Ja, bald," erwiderte sie und eine zärtliche Freude strömte purpurn in ihr Antlitz. Sie sah ihm nach, bis er die Schwester erreicht hatte und ihren Blicken entschwand.

Als sie sich umwandte, flog Agnes auf sie zu.

„So, Regine, jetzt strafft du mich nicht mehr Lügen. Ich hab' genug gesehen."

Regine blieb ruhig und antwortete gelassen: „Du hast recht gesehen und ich denk' kein Geheimnis daraus zu machen."

„Ei — und wir, und die Eltern? Glaubst du, das ginge so? Nun, da ich heirate, wirst du wohl die Mutter nicht im Stich lassen dürfen. Ueberhaupt ein Verhältnis ist noch keine Brauttschaft."

Versteckter Spott klang aus den letzten Worten und Regina fühlte das feindliche Empfinden, das sie seit Agnes' Absage an Rudolf von der Schwester fernhielt, wieder lebendig in sich aufsteigen. Sie warf den Kopf zurück und antwortete, ihr voll in die munteren Augen blickend: „Wenn ich liebe, so halt' ich an dieser Liebe fest, magst du es Verhältnis oder Brauttschaft nennen. Ihr könnt mir den Weg zu meinem Glück verstellen, aber mich zwingen, Bernhard Hoyer aufzugeben — das kann niemand."

Dann schritt sie an der Schwester vorüber, dem Haus zu. Sie hatte ein wenig Herzklopfen, aber sonst war sie ruhig, und auch das gereizte Aufschauen, das hinter ihr dreinklang, beleidigte sie nicht.

(Fortsetzung folgt).